

letztlich die Frage nach dem Verhältnis des Christen zur „Welt“ und der Kirche zu Staat und Gesellschaft zugrunde.

Wenn die Katholische Aktion der Jugend ein Organ der Hierarchie ist und von dieser den Auftrag erhielt, sich dem Apostolat des Milieus zu widmen, dann ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Hierarchie gegen das viel weiter zielende Erziehungsideal der ACJF Bedenken trug. Abgesehen davon, daß ein Organ der hierarchischen Kirche viel mehr deren konkreten Stellungnahmen in Gesellschaft und Staat Rechnung zu tragen hat, als es ein Verband wie die alte ACJF tun mußte, fürchtete man offenbar auch, daß die intensive Mitarbeit an den Problemen der Welt zu einer Vernachlässigung der eigentlich apostolischen Ziele führen könnte. Tritt dabei nicht das Erzieherisch-Humane zu sehr in den Vordergrund, während das Apostolisch-Christliche zu kurz kommt?

Aber, so darf man fragen, ist damit schon entschieden, daß die Zeit derartiger Verbände überhaupt vorbei sei? Kennt das Verhältnis des Christen zu Welt und Gesellschaft nicht nach wie vor auch andere Dimensionen als die direkt apostolische? Es ist doch auch heute noch denkbar, daß unter den Laien Berufungen aufstehen, die sich nicht unter die Katholische Aktion, wie wir sie heute verstehen, einreihen lassen. Der Hinweis, daß heute jeder geistig und religiös Begabte für die Katholische Aktion gebraucht werde, scheint so wenig stichhaltig wie ein Abraten vom Ordensberuf mit dem Hinweis auf die Nöte der Pfarrseelsorge. In beiden Fällen ist es der in der Kirche wirkende Geist, der zum allgemeinen Wohl der Kirche beruft.

Man kann sich überhaupt fragen, ob nicht der Zusammenschluß eines Verbandes nach Art der ACJF mit der Katholischen Aktion ein Irrweg war. Man war sich schwerlich darüber klar, wie sehr man dabei nicht nur die bisherige Arbeitsweise, sondern auch die ganze innere Haltung preisgeben müsse. Hatte nicht der Elan, mit dem die Katholische Aktion ins Leben trat, vergessen lassen, daß auch noch andere Laienorganisatio-

nen eine Daseinsberechtigung haben könnten, die zwar der (stillschweigenden oder ausdrücklichen) Billigung der Hierarchie bedürfen und ihrer Aufsicht unterstehen, von ihr aber kein eigenes Mandat entgegennehmen? Man hat den Eindruck, als ob hernach beide Seiten die Möglichkeiten katholischer Vereinigungen zu „eingleisig“ gesehen hätten und daß darum bei der Verschiedenheit der Berufungen und Temperaturen der Verschmelzungsversuch früher oder später zu einer Krise führen mußte.

Wenn es also zwei derartige Organisationen für den Zusammenschluß von Laien in der Kirche gibt: einen im Sinn der Katholischen Aktion als Organ und Repräsentation der hierarchischen Kirche und einen, der nur einfach katholisch und kirchlich sein will (beide Typen wiederum unterschieden etwa von „christlichen“ Parteien oder Gewerkschaften, die überhaupt nicht Organisationen der Kirche sein können), dann ist auch der Einsatz der Christen in den Aufgaben der Zeit vielfältiger, als er von der Katholischen Aktion allein geleistet werden könnte. Das hieße auf unsren Fall angewendet, daß sowohl für die stärker direkt apostolisch ausgerichtete Arbeit der JOC wie für die mehr indirekt wirkende Erziehung der ACJF Raum in der Kirche ist.¹

Heinrich Krauß SJ

Die Glut der Biassoli¹

Die deutsche Übersetzung änderte den Titel des italienischen Urtextes „La brace dei Biassoli“ in „Signora Maria“

¹ Inzwischen hat der Heilige Vater auf seiner großen Rede vor dem Kongreß für das Laienapostolat selbst die Möglichkeit und Wichtigkeit eines „freien Laienapostolats“ neben der „Katholischen Aktion“ anerkannt, dessen Träger einzelne aber auch Gruppen oder Institute sein können (Oss. Romano v. 7./8. Oktober 1957, nr. 233).

¹ Mario Tobino, Signora Maria. Zum Bildnis meiner Mutter. (158 S.) Hamburg 1957, Claassen Verlag, Ln. DM 9,80.

um; uns scheint jedoch der alte zutreffender. Denn Mario Tobino entwirft das Bild seiner Mutter so unlösbar vereinigt mit der ganzen Familie, ihrer Welt und Geschichte, daß sie nur als Teil dieses Ganzen, als Letzte ihres Geschlechtes oder besser als wunderbarer Abschluß vor unser Auge tritt. Ihre Größe liegt vor allem darin, daß sie die feine, beseelte Flamme ist, in der sich noch einmal alle Kraft und Glut der Biassoli versammelt und die uralte Sippe mit ihrer Härte und ihrer Tugend, ihrer Eitelkeit und ihrem Standesbewußtsein, mit ihrer langen, aber räumlich begrenzten Geschichte in Schönheit und Würde verglüht.

Den italienischen Leser, dem die sozialen Verhältnisse seines Landes und ihre gegenwärtige Umschichtung vertraut sind, mag vorwiegend das allgemein Menschliche oder das Menschliche in der bestimmten persönlichen Ausprägung dieser Erzählung fesseln – für den Ausländer hat sie darüber hinaus noch erheblichen völkerkundlichen Wert.

Den Rahmen der Erzählung bietet die Bergwelt des ligurischen Apennins über dem Tal der Magra einerseits und der Hafenstadt La Spezia auf der anderen Seite. Vezzano heißt das Gebirgsdorf. Die Menschen sind herb, besonders in Untervezzano, das auf der Gebirgsseite des Passes liegt. Von hier aus steigt man ins Magratal hinab, ins weite Bachbett mit Geröll und runden Kieseln und blickt auf die Berge, „fern, riesengroß und drohend“. „Für die Menschen von Vezzano Basso bedeutet die Magra Besitz und Kampf; jede Frucht kostet Schweiß, unerbittliche Mühsal, sogar das Gehen“ (33). Im übrigen ist das Volk von Vezzano wie eingeschlossen in seine Häuser, „Kälte im Winter, kaum genügend Speise, nie das leiseste Sich gehen-lassen, der Vater unverletzbare Autorität, die Schamhaftigkeit so empfindlich, daß man auch nicht von weitem daran rühren darf; genaue Kenner, ja fast Liebhaber jener Lebensgesetze, die zu grabelustiger Farben hinneigen“ (34). Es verbindet sich hier mit

dem Gesetz der Berge das überlieferte Brauchtum eines uralten Kulturvolkes, die naturnahe Kraft der Bauern mit der Last einer Jahrtausendealten Geschichte. Kein leichtes Schicksal für Menschen! Dabei ist es nicht etwa die Armut, die für dortige Begriffe das Da-sein bestimmt. Vezzano ist für jene Zeiten – um die Wende zum 20. Jahrhundert – ein reiches Dorf: „Zur Hochzeit ein Kleid, eine Fahrt nach Spezia zum Fotografen; Ausgaben und Einnahmen auf Pergament verzeichnet“ (ebd.). Es wächst Wein und Mais und Getreide an den Hängen, und die Keller in den Berggrotten sind keineswegs leere Löcher.

Es gibt in diesem Bergdorf Bauern, Bürger und Adel, zu diesem gehören die Biassoli, „abgeschlossen mit ihren Bauern, aufs höchste bedacht auf ihre Ehre“. Die Bauern der Biassoli – das ist wie eine Nachhut der Feudalzeit. Und in der Tat geht – soziologisch gesehen – die Feudalzeit in Italien erst jetzt ihrem Ende zu, langsam, sehr langsam: in Südalitalien sogar nicht ohne Widerstand. Die Bauern der Biassoli: Im Italienischen steht wohl contadino. Er entspricht nur zum Teil dem, was wir in Deutschland, besonders in Süd- und Westdeutschland, seit langer Zeit unter dem Wort verstehen. Der Bauer, das ist für uns doch erstlinig ein Landwirt auf eigener Scholle, mit eigenem Haus und Hof, der selbst und mit seiner Familie, vielleicht auch mit Gesinde, das Land bebaut und vom Ertrag der Arbeit lebt. Die Knechte oder Mägde oder Taglöhner, die er beschäftigt, wird man kaum als Bauern bezeichnen, obschon sie zur Landbevölkerung gehören. Vielleicht wird man noch von einem Pachtbauern sprechen.

Ganz anders ist es in Italien. Die Zahl selbständiger Landbebauer ist dort bis heute in vielen Gegenden sehr dünn gesät; zahlreicher schon sind die Pächter und Halbpächter, manche gehören zum Gesinde auf großen Höfen, die Masse besteht jedoch aus Landarbeitern, auch braccianti genannt. Dagegen gibt es viele Kleinbürger von Städtchen und Flecken,

die einen Streifen Land besitzen, ein Stück Weinberg oder Ackerfeld und sie nebenbei bebauen, aber sonst einem anderen Gewerbe nachgehen.

Groß ist der Anteil der adeligen und bürgerlichen Grundbesitzer, die selbst nicht mitarbeiten, sondern dafür „ihre Bauern“ haben, d. h. entweder Gesinde oder Pächter oder Halbpächter (*mezzadri*), oder auch Taglöhner (*braccianti*). Diese Grundherren mögen am Ort ihres Besitzes oder in der Stadt leben, wo sie zum Teil akademische Berufe, wie z. B. den von Advokaten, ausüben.

Das also zu den „Bauern der Biassoli“. Diese Biassoli hatten ihr Herrenhaus zu Vezzano und lebten unter dem Gesetz des Bergdorfes. Ihr Geschlecht führten sie in das 15. Jahrhundert zurück; sie waren feingliedrig und zart gewachsen wie Filigran, aber auch brüchig wie feine alte, vergilbte Spitzen. Sie erreichten daher kein höheres Alter mehr als die Fünfziger. Ja, der letzte Mannessproß dieses Geschlechtes siechte schon mit 27 Jahren dahin. Es war merkwürdig. Wie Tobino die Dinge berichtet, brannte in den verdeckten Lebensgründen der Biassoli eine dunkle Glut. Bisweilen schäumte sie auf. So in der frommen Tante Lisetta, die „eine ungeheuerliche Sünde“ begangen hatte: „sie hatte einen Witwer geheiratet, war vor dem Herrn erschienen mit einem Mann, der schon einmal zur Einsegnung einer Ehe niedergekniet war“ (37).

In Alfeo, mit dem der Mannesstamm erlöschen sollte, brach die Glut der Biassoli zu verzehrendem Feuer aus. Denn es war das Eigenartige: die Biassoli, ja vielleicht alle Bewohner von Vezzano Ligure fühlten sich im geheimen wie eingekerkert durch das Gesetz der Berge und die Strenge der überlieferten Tugendgebote. Da lebte in der Tiefe die geheime Lust zum Aufstand und zur Flucht. Nur Oscare, der hübsche Blondschopf, ein Verwandter der Biassoli, hatte bisher frech diesen Aufstand gewagt und einige dazu verleitet. Er lebte inmitten der alten, unantastbaren Gesetze und der Ordnung der Vorzeit ruchlos, gesetzlos und ohne Scheu – und die

schönsten Frauen des Dorfes warteten auf ihn. Aber er war ausgestoßen, und die Biassoli grüßten ihn nicht mehr. Aber es war wie eine geheime Angst in ihnen: sie fürchteten Oscare, weil er in der verdeckten Glut ihres eigenen Blutes einen geheimen Bundesgenossen hatte. In Alfeo brach die Glut aus der Asche. Er, „beweglich, schüchtern, höflich, nachdenklich und phantasiebegabt – er flog, nachdem er die Mittelschule beendet hatte, wie ein Schmetterling in die Lichter der Stadt und machte sich zum ersten Male von den Krallen der Familie frei“ (88), von den Krallen der Familie und den ehrernen Tafeln von Brauch, Sitte, Herkommen und Ehre. Ja, auch der Ehre. Denn es waren trübe Lichter, die den Schmetterling anzogen: ein verkrachter und verkommener Seminarist, Don Niente nannte man ihn, den hochwürdigen Nichtsnutz. Er war sein Untern und führte ihn in gefährliche Gesellschaft. Schließlich kam es zu einer ungeheuerlichen Unterschrift unter einen Blankowechsel. Die dunkle Glut der Biassoli war aufgeflammt: die jahrhundertlange Zucht des Geschlechtes zerbrochen. Diese Zucht war ein Schutz gewesen gegen Feuersbrünste aller Art, der die dünn gewordene Lebenskraft der Familie vor dem Ausbrennen geschützt hatte. Alfeo brannte aus und sank in Asche. Erst 27jährig, wurde er in der Gruft beigesetzt. Das war nicht lange nach der Hochzeit Signora Marias, seiner Schwester. Gerade am Hochzeitsfest war jener verhängnisvolle Wechsel präsentiert worden. „Sie, Maria, die Demütigste und Scheueste, rettete sich dadurch, daß sie fortflog mit dem starken Gemahl, der von der fiebrigen Anfälligkeit der Biassoli nie berührt werden würde...“ (126).

Signora Maria, die letzte der Biassoli und vielleicht ihre Krönung! Als Erbin der bis auf sie ausgestorbenen Familie, des Vaters, der Tanten, kommt sie mit ihren vier Kindern öfters zurück nach Vezzano. So werden Mario Tobino und seine Geschwister, die keine Biassoli mehr sind, vertraut mit den Ahnen der Mutter und ihrem Lebensgesetz, ihren

Schicksalen und ihrem Ausgang. Der Sohn Marias sieht die Dinge anders als sie. Trotzdem findet sein Auge die Spuren von Anmut, Demut und unverwelklicher Güte in ihrem Mädchenleben. Schon ein Gang aus dem Haus über die Piazzetta des Dorfes war ein kühnes Unternehmen. „Meine Mutter, in der Mode jener Zeit gekleidet ... ging – ein großes Abenteuer – aus dem Hause der Biassoli und stand zitternd und verwirrt nach hundert Metern vor dem Hause von Tante Lisetta, die sie erwartete“ (37).

Und doch – Welch eine klare und starke Frau ist aus diesem Kind geworden! Das Gesinde und die Hintersassen der Familie Biassoli sammelten sich um sie, die Letzte, und mit einer klugen, feinen Frauenhand leitet sie die Angelegenheiten. Da war Gioà, der Bauer der Signora Maria von den Ländereien an der Magra. „Gioà war zuerst der Bauer der Tante Virginia gewesen, hatte alle die Alten gekannt, auch den Großvater Gue-rino und natürlich den Signor Ippolito (Marias Vater), Tante Anna und die anderen; er wußte jede Geschichte der Famili...“ (49). Signora Maria verhandelt mit ihm. „Meine Mutter hatte eine kristallene Stimme, klar und hoch; ... eine Stimme, die sich, obwohl durchaus liebenswürdig, nicht beugte...“ (51). „Gioà fragte und gab Antwort, den Blick unverwandt auf die Herrin gerichtet...“ (ebd.).

Vierzig Jahre war Signora Maria von Vezzano abwesend – die Sommeraufenthalte abgerechnet. Tobino sagt nicht viel von diesen vierzig Jahren, in denen seine Mutter die Kinder großgezogen und auf ihren eigenen Lebensweg entlassen hatte. Nun kehrt sie zurück auf den Stammsitz. Sie wird wie eingefordert nach Art einer ausstehenden Schuldsumme – eingefordert von den toten Biassoli in Vezzano Ligure; denn sie ist die Letzte. Sie kommt, und schon meldet sich der Tod der Biassoli, den sie durch ihre „Flucht“ um seine frühe Ernte gebracht hat; denn fast um ein Jahrzehnt hat sie die obere Lebensgrenze der Sippe überschritten. Die wenigen Wochen, in denen sie erkrankt auf dem Lager den Schlußakt

der langen Geschichte ihres Stammes durchlebt, sind der Höhepunkt des ganzen Buches. Die ganze Sippe kommt aus ihren Gräbern und saugt sich am Herzblut der Letzten noch einmal Leben an, nimmt Fleisch und Gestalt an und wandert durch die Zimmer, über Treppen und Höfe. „Die Signora Maria in ihrer Atemnot mit dem Herzen, das rollte und stürzte, mit einer Willenskraft, so unbeugsam, wie ich sie nie an ihr vermutete, gab einem jeden wieder Lebensatem, erstattete der Welt zurück, was sie eines Tages von ihr genommen hatte“ (113). Sie muß, ehe sie stirbt, unerbittlich „jene verfluchte Welt“ noch einmal beleben und nacherleben. Sie tut es tapfer, demütig, opferbereit, lächelnd – bis der Schleier des Vergessens sinkt und der Tod sie einhüllt.

Eine Geschichte, die verzaubert, aber auch aufwöhlt.

Mit der Glut der Biassoli geht ein Zeitalter zu Ende. Schon die Rückkehr der Signora Maria geschah nicht mehr ins alte Vezzano: die Ländereien der Sippe zeigten schon hier und dort den Verfall an. Die Vezzaner gingen schon zu einem guten Teil in Industriewerke und Fabriken zur Arbeit, in jene Fabriken, die von den Städten aus überall ins Land hineinstießen. Es war schwer für die Pendler, abends nach der Heimkehr vom Betrieb sich wieder unter das überlieferte Gesetz von Vezzano zu stellen. Die alte Zeit zerbröckelte, eine ländlich-patriarchalische Lebensform zerfiel. Für Signora Maria reichten die Überreste der Vorzeit gerade noch aus bis zum Sterben: „Noch lebten um das Haus herum Bäuerinnen ihres Alters, die froh sein würden, wenn sie der Signora Maria dienen könnten“ (104). Diese alten „Bäuerinnen“ waren übriggeblieben im Umbruch und bereit, dem letzten Sprossen der Biassoli ein ehrenvolles Geleit zu geben, bis sie sie und mit ihr die alte Ordnung begraben würden.

Tobino verspottet diese alte Lebensordnung nicht; dafür hatte er zu viel vom Blute der Biassoli in sich, und dafür ist ihm auch seine Mutter zu teuer – aber er findet harte Worte: „Vezzano war ein

Dorf mit unerbittlichen Bräuchen, gesundheitbedrohendem Mangel, götterlästerlichen Angsten, denen die Menschen mit ihren hergeplapperten Stoßgebeten gar nicht genug Ausdruck geben konnten, wo sich die schmutzigste Selbstliebe zum Kristall verfestigt hat“ (116). Das ist das Urteil eines aufgeklärten, liberalen, gebildeten Italieners. Tobino ist dabei geformt von der Kultur der Biassoli und ihrem feinen Einfühlungsvermögen – er urteilt hart über die Sache und voller Nachsicht über die Menschen. Er vergoldet das Sterben dieser alten Welt, die versinnbildet und verkörpert wird in der Signora Maria, seiner Mutter, einer wahren Herrin. Er kann es um so eher, als er in ihr nicht nur die Vertreterin der Tradition, sondern auch ihr Opfer sieht, ein edles, feines, adeliges Opfer; denn sie hat ihr Leben in einem „ehernen Gefängnis der Tugend“ verbracht (134). Nun auf dem letzten Lager war sie „müde so vieler tapferer Tugend, müde, daß sie auf jedes Gesetz so sehr geachtet hatte, auf das Urteil der anderen...“ (137).

Hatte nun Tobino, der von sich selber sagt, daß er wenig Glauben habe, den rechten Standort, Sitte und Frömmigkeit seiner Ahnen und des Dorfes zu beurteilen? Kaum. Die Sitten und Bräuche im Bergdorf mögen verkrustet gewesen sein, und die religiösen Meinungen und Übungen, eingebettet ins allgemeine Herkommen, mögen unter diesen Verkrustungen mit gelitten haben und in vielem verkümmert und verbogen gewesen sein. So z. B. bei Tante Lisetta, die sich irgendwie für sündig hielt, weil sie einen Witwer geheiratet hatte, der doch ein ehrenwerter Mann war. Mario Tobino hätte aber zumindestens zwischen dem eigentlichen Wesen des Christentums und diesen Verbiegungen unterscheiden müssen. Indes hat er dieses Wesen vielleicht niemals so recht kennengelernt, auch darin ein Sohn der italienischen Aufklärung. So spricht er einmal von der „schrecklichen Macht des Katholizismus“ (133). Der religiöse Glaube seiner Vorfahren ist ihm eingeschmolzen in jene uralte, vornehme, aber

nunmehr brüchige und zutiefst in sich gebrochene Welt der Biassoli und Vezzanos; jene Welt, „in der, so wie das Glücksgefühl der Natur überschäumt, die alles beherrschende Stimme der Hexen die Seele durchbohrt und sie mit dem Grinsen ihrer Stoßgebete dazu zwingt, weinend niederzuknien, den Blick auf jemand gerichtet, den keiner je gekannt hat“ (118).

Vezzano ist nur *ein* Gebirgsdorf im Apennin und die Biassoli sind nur *ein* Geschlecht. Sie können nicht in allem für Gesamtitalien beispielhaft sein. Es gibt manche Gegenden, wo von alters her das Dasein aufgelockerter und heiterer war als dort. Aber eines bleibt durchaus gemeinsam: die geschichtlich gewordene und gewachsene Verflechtung zwischen Glauben, Volkstum und einer bestimmten Struktur der Gesellschaft. Diese beiden letzten sind heute in Frage gestellt und in einer Verwandlung begriffen. Die italienischen Freigeister und leider auch manche Konservative sehen aber diese historisch gewachsene Dreiheit von Religion, völkischem Brauchtum und einer bestimmten Gesellschaftsordnung als eine einzige unteilbare Welt. Unter dem Zeichen der Befreiung von dieser Welt kämpft der italienische Liberalismus seit über hundert Jahren um die Seele des italienischen Volkes, und heute, da das aufgehende Atomzeitalter besonders in Südalien ohne Übergang auf den Nachtrab des Feudalismus stößt, haben ihn darin die Sozialisten und Kommunisten überflügelt. Nur daß eben die Rechnung nicht aufgeht. Christentum und Kirche sind nicht mit Brauchtum und Überlieferung und mit bestimmten Gesellschaftsformen gleichzusetzen. Sie sind zeitüberlegene und doch jeder Zeit gegenwärtige übernatürliche Heilskräfte, immer fähig, das Salz einer neuen Daseinsordnung zu werden, sofern diese nur die Grundgesetze der Natur und der Offenbarung achtet. Eine junge christlichsoziale Bewegung im italienischen Katholizismus ist daran, diese Wahrheit in das Volk zu tragen und danach zu handeln. G. Friedrich Klenk SJ